Zeitschrift: FRAZ : Frauenzeitung
Band: - (1999-2000)
Heft: 3

Artikel: Bewohnen : ein Essay
Autor: Schmuckli, Lisa
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1053961

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bewohnen

Lisa Schmuckli

Wenn ich «wohnen» höre, denke ich an Räume, Büchergestelle, Umzugskisten, Bilder, einrichten können, umstellen und verschieben müssen, an «Lieblingsorte» wie ein Fensterplatz oder die Badewanne, Orte, die sich verändern, je länger ich die Räume bewohne, je älter ich werde.

Zu Besuch

Ich komme in die (Kunst)Halle und bin zuerst fasziniert vom riesigen Sandhaufen: mitten in der Ausstellung geht die alltägliche Baustelle weiter… Die Ausstellung beginnt mit dem Kinderspielplatz draussen. Verschämt lasse ich meine Finger durch den Sand gleiten – beinahe ängstlich: ich könnte ja erwischt werden, und zwar sowohl von der Verführung, tatsächlich in der Ausstellung zu spielen, zu «sändele», als auch von der Aufseherin und ihrem bereits hörbaren Vorwurf, nur ja nichts schmutzig zu machen.

Pipilotti Rists Ausstellung – remake of the Weekend à la zurichoise – ist als Wohn-Art angelegt mit Hausumschwung (und der Sonntagsmorgenhütte der Kinder), Garage, Küche und Badezimmer, Wohn- und Schlafzimmer. Ich gehe also zu Besuch.

Bevor ich ins Appartement eintrete, überlege ich mir, wie diese Wohnung wohl eingerichtet ist, wie die Bewohnerin Himalaya Goldstein lebt und was sie mir von sich zeigt oder vor mir verbirgt. Die erste Überraschung bietet bereits die Garage: Ich muss durch die Garage ins Appartement, ich fühle mich very amerikanisch und sehe im Video einen Zürcher Stadtkreis, eine Strasse, die vertraut auf mich wirkt. Noch ehe ich realisiere, dass ich in der Gegenwart der Garage angekommen bin, werde ich gefangen genommen vom kräftigen und zugleich in sich gekehrten, unschuldig anmutenden Summen einer Frau, die beschwingt durch die Strasse schreitet und mit der Stahlblüte die geparkten Autos zertrümmert – und auf den Gruss der Polizistin mit einem Lachen und einem weiteren Schwung in die Scheibe reagiert.

Ein anderer Gast hinter mir treibt mich durch den Flur weiter, zuerst ins Badezimmer (es plätschert), später in die Küche. Ich verliere mich in einem grossen Raum mit einer Kochkombination und einer Videoinstallation («Regenfrau»), in der eine Frau auf dem Gras liegt, verregnet, mit wachsfarbener Haut, nein, nicht tot, die Gänsehaut spricht dagegen, Gänsehaut vor Lust oder Kälte?, das Gras wirkt künstlich, ich weiss nicht, ob ich nicht doch eine Leiche bestaune, die sich plötzlich erhebt und fortgeht… Ich friere nun und hätte am liebsten einen Whisky. Die Bar steht im Wohnzimmer, aber in den Flaschen ist nicht Whisky, sondern wandelnde Bilder, ein Fussballspiel. Eine spontane Party ist im Gang, die Leute sitzen in Gruppen zusammen, ein Raum voller Gesprächsfetzen, Musikklänge, Bilderfluten, das Licht gedämpft. Die Privatheit von Himalaya Goldstein wird durch die Gäste gestört, ihr Wohnzimmer wird/wirkt fast öffentlich. Ich weiss nicht, wohin ich gehen, was ich als nächstes reden soll oder anschauen oder hören will, ich möchte das Bücherregal durchstöbern, die durch die Gäste vertriebene Gemütlichkeit suchen, mich in den Geräuschen der Party verlieren… Ich entfliehe dem Trouble ins andere Zimmer, setze mich aufs Bett, geniesse die plötzliche Ruhe, entspanne mich, Sterne oder Punkte, eine Zunge, ein Fuss, eine Brust fliessen aus dem Dunkeln auf mich zu («Extremitäten»), ich gebe mich hin…

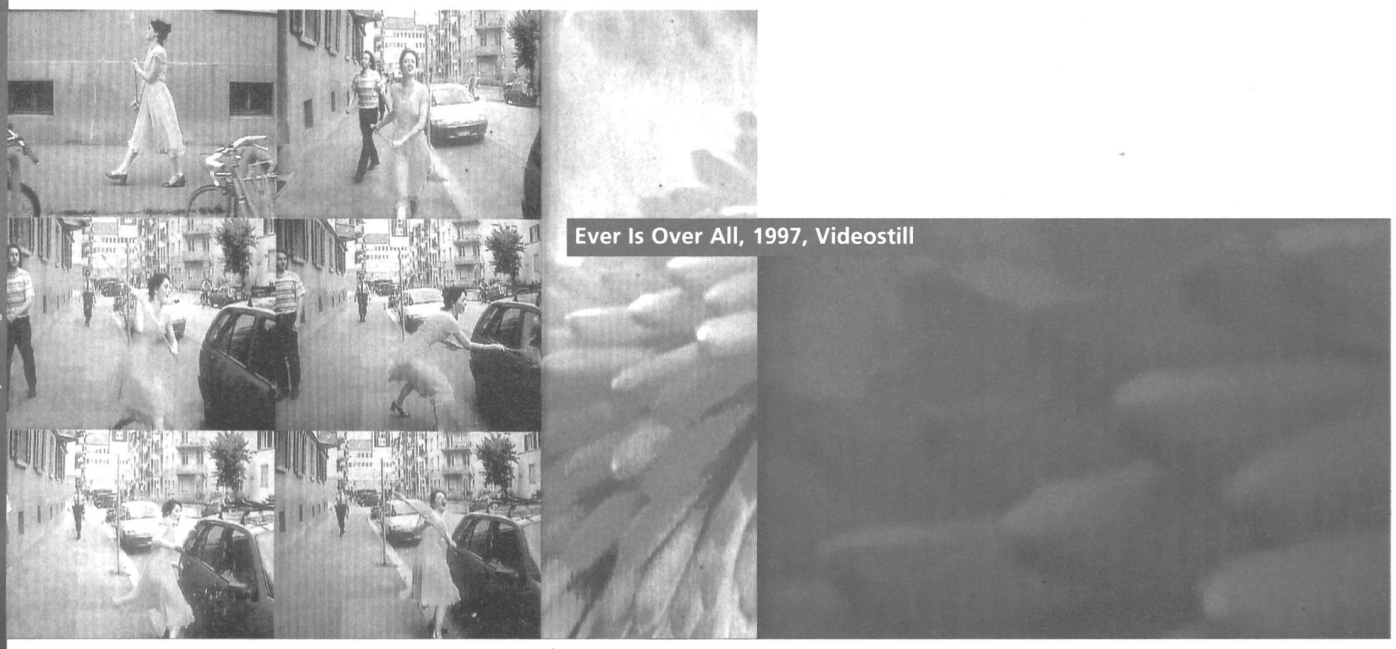
Ein (müder oder glücklicher?) Seufzer neben mir holt mich aus meinem eigenen entspannten Abtauchen heraus. Ich weiss, dass ich, will ich den letzten Zug erwischen, die Party nun verlassen muss. Ich gehe durch die Zimmer, durch die Garage… Das Summen der schwungvollen Frau nehme ich mit.

Daheim

Ich schaue mich in meinem eigenen Raum um: der Tisch mit dem Computer und den verschiedenen Papieren, mein Leseort, die Büchergestelle, die ihre Ordnung nur mir verraten, das Bett, darüber jene drei Bilder, die zu mir gehören; das Fenster mit Blick in die Küche der Nachbarin und hin zu jenem alten grossen Baum.

Im Regal auch Virginia Woolf berühmtes Werk *Ein Zimmer für sich allein*: «Aber für Frauen, so dachte ich bei mir, während ich auf das leere

Die Mandel- und Birnenbrot-Tapete, 1998



Ever Is Over All, 1997, Videostill

Fotos: P. Rist, aus: dies., Himalaya. Oktogon, Köln 1999.

Regal schaute, waren die Schwierigkeiten unendlich viel schrecklicher. Zunächst einmal war nicht daran zu denken, ein Zimmer für sich allein zu haben – sogar bis ins beginnende 19. Jahrhundert –, oder gar nicht zu reden von einem ruhigen oder schalldichten Zimmer, es sei denn, ihre Eltern waren ausserordentlich reich oder sehr grosszügig. Da ihr Nadelgeld, das von der Gutwilligkeit ihres Vaters abhing, nur dazu ausreichte, sie zu kleiden, war sie auch von solchen Erleichterungen abgeschnitten … wie ein Ausflug zu Fuss, eine kleine Reise nach Frankreich oder eine separate Wohnung, die wenn sie auch miserabel genug war, doch vor den Beanspruchungen durch die Familie und deren Tyrannei schützte. Solche materiellen Schwierigkeiten waren entsetzlich; aber viel schlimmer waren die immateriellen.»

Dass ich überhaupt einen eigenen Raum habe, löst noch immer ein Kribbeln in mir aus. Mein Raum, zu lange ersehnt, nun selbstverständlicher. Ich muss ihn nicht mehr verteidigen und kann nun gelassener die permanenten Veränderungen (nicht nur vom Chaos zur neuen Ordnung hin zum weiteren Chaos, auch bezüglich Einrichtung etc.) im Raum wahrnehmen.

Ich weiss nicht so genau, warum ich mich in meinem Raum wohlfühle. Sind es nur die materiellen Gegenstände? Die Gewohnheit des Raumes? Oder ist es das «Klima», ein eigenes Parfum? Die Patina, diese Mixtur zwischen Immateriellem und Materiellem: Erfahrungen, die ich in diesem Zimmer gemacht habe, Erinnerungen – an Gespräche und Telefonate auch, an Arbeit, an Texte, die hier entstanden sind und hoffentlich noch weiter entstehen, Stimmigkeiten und Gefühle, und ebenso sehr Bücher, Musik, Bilder, Papierfetzen, Briefe.

Mein Raum. Niemand sagt hier vorwurfsvoll: Sitz nicht so schamlos da…

In meiner Haut

Ich nehme das Summen der jungen Frau nach Hause: in mein Zimmer und in meinen Körper. Mein Körper wird Resonanzkörper und Behausung. Nur: Er ist – im Gegensatz zur Wohnung – unüberschaubar geworden: fliessend und intensiv.

Vielleicht fühle ich mich draussen auf der Party, drinnen in meinem Zimmer in jenen Momenten daheim, wenn ich mich in meinem Körper als Behausung wohlfühle, wenn ich meinen Körper bewohne, ausfülle, intensiv und eigensinnig. Wohlig: ein Schluck Wein, der sich kühl auf der Zunge anfühlt, mit Johannisbeerengeschmack beginnt, sanft die Zunge einlullt und als füllig-rauher-dunkler Tropfen die Kehle runterfliesst und eine Musik hinterlässt; ein Kribbeln, wenn ich ein präzises zutreffendes Wort gefunden habe, genau das Wort, das ich gesucht habe, ohne vorher zu wissen, dass es dieses Wort ist; die Spannung beim Lesen eines guten Krimis, Sonntag morgens; im Wasser, wenn sich meine Haut salzig spannt, ich von den Bewegungen des Schwimmens schwitze und zugleich vom kühlen Wasser umspült, gestreichelt und abgekühlt werde; beim Lachen, wenn ich mit allen Fasern spüre, wie es meinen Körper durchschüttelt, und sehe, höre, spüre, dass andere mit mir mitlachen; im Gespräch, wenn die Freundin den gemeinsamen Faden weiterspinnt…

Mir ist's wohl in meiner Haut. Ich höre fast noch den wohligen Seufzer, den Klang der Worte. Wenn der Gedanke mich streift: Ich habe einen wunderbar fülligen Botticelli-Körper!, streift mich ein Gefühl der Wonne. Ein Wohlbefinden in der Kurzformel: ich fühle mich wohl in dieser Haut. – Es bedeutet für mich, dass ich mich nicht beurteilend mustere oder gar verurteilend klassifiziere, vielmehr dass ich gern mit mir bin, dass ich gern in diesem Körper bin/wohne, dass diese verhängnisvolle und befremdende Trennung zwischen Körper – Kopf, innen – aussen, Denken – Fühlen für einen Augen-Blick aufgehoben ist. «Wer ein Herz hat, hat auch einen Körper», schreibt lapidar der französische Philosoph Chrétien de Troyen aus dem Mittelalter. Der Kopf hockt also im Herz, das Herz auf der Stirn, die Haut umspannt Gefühl-Denken-Lachen. Wohlbefinden nehme ich als Bewegung wahr: ein Fliessen zwischen realen, leiblichen und seelischen Genüssen, ein Moment, in dem mein Körper nicht mehr nur Herberge/Wohnung ist, sondern Intensivierung meiner Sinne, vom Zehen bis in den Kopf hinein. Wohlbefinden in diesem eigenen Körper ist für mich ein Paradox, das ich so umschreiben möchte: ein Schritt hinausgehend (e-motionen), ohne mich von mir selbst fortzubewegen und ohne stillzustehen.

Eine Baustelle

Ein Telefon holt mich aus meiner Selbstvergessenheit heraus, hinein in die äussere Welt. S. fragt, ob sie nachmittags bei mir auf der Terrasse arbeiten könne. Denn bei ihr seien die Handwerker. Später trinken wir Kaffee zusammen, tauschen uns aus. Ein Alltagsgespräch. S. meint, sie könne nun verstehen, was der Filmtitel: *Das Leben ist eine Baustelle* auch noch bedeutet, nämlich sich fremd in der eigenen Wohnung vorkommend, ein Störfaktor zu sein, der die Arbeiter von ihren Handgriffen abhält, unerwünscht und deplaziert. «Und doch ist es noch immer meine Wohnung, die nun nicht mehr bewohnbar ist, aus der ich ausgeschlossen werde», meint sie staunend und leicht empört.

Eine Baustelle? Es ist nicht vorhersehbar, was die Arbeiter morgen erledigen können, da sie auf die anderen Handwerker angewiesen sind. Man muss eben Hand-in-Hand arbeiten, und dies gelingt nicht immer reibungslos. Unvorhergesehenes durchkreuzt die eigene Planung. S. schildert, was sie heute geplant hatte und nun tatsächlich machen kann; zwei Welten, die sie im Moment lachend beschreibt, am Telefon noch war sie eher verärgert.

Nun also sitzt sie bei mir, hat ihre Arbeit mitgenommen und lässt sich – wie ich mich auch – liebend gerne ablenken und verführen. Wir sind uns einig: im Moment geniessen wir die Terrasse, den freien Raum – wir bewohnen!

Lisa Schmuckli ist freischaffende Philosophin; sie wohnt in Luzern.